



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Torrund, Jasse: Heimatsehnsucht : Novelle : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

nachdrückliche Strafe" empfohlen. Imhoff kaufte sich von seinem geldbedürftigen Fürsten mit 40000 Talern los, Pfingsten aber, der über solche befreiende Mittel nicht verfügte, starb 1735 als Gefangener auf dem Königstein. In dem Prozeß erscheint Pfingsten als der schuldigere Teil. Wir können uns aber heute auch auf Grund des wenigen vorhandenen Materials von einer wesentlichen Schuld nicht überzeugen.*) Denn wenn August unter andern behauptete, daß er zur Abdankung nur gewillt gewesen sei, wenn Karl sein Stammland verschone, sonst aber nur eine Teilung Polens zur Grundlage des Friedens geplant hätte, so wußte er doch andererseits schon seit Jahren ganz genau, daß Karl eine andre Bedingung als Abdankung nicht anerkannte, und daß er trotz seiner Verbindungen mit den Seemächten augenblicklich und auch in nächst absehbarer Zeit gar kein Mittel in der Hand hatte, andre Bedingungen durchzusetzen. Und wenn es im Berichte der Untersuchungskommission vom 21. April 1708 heißt, daß Pfingsten nach seiner Ankunft bei August in Petrikau am 15. Oktober 1706 „zwar von der unternommenen Friedensverhandlung einigen Rapport getan, aber gestehen müsse, daß er Ihrer Königlichen Majestät weder das vollzogene Friedensinstrument vorgezeigt, noch auch eröffnet habe, daß der Friede wirklich geschlossen sei“ — so klingt das doch angesichts der ganzen Lage schlechterdings unglaublich.



Heimatsehnsucht

Novelle von Jassy Torrund

(Fortsetzung)



Es war um die Zeit des Fastenmarktes. Maria hatte schon ein paar mal nach den Kindern ausgesehen, die längst aus der Nachmittags-
schule zurück sein mußten. Es wurde fünf, der Kaffee stand im
Ofenröhr, aber Anneliese und Toni kamen immer noch nicht. Da
schickte die Mutter den Großen, der schulfrei war, aus, um sie zu
suchen, und wollte sich eine halbe Stunde später gerade in Unruhe
selber auf den Weg machen, als Hubert die zwei armen Sünder angeschleppt brachte.

Denk bloß, Mutter, sie waren mit Butjers auf dem Jahrmarkt, rapportierte er. Bei der Frau ohne Arme und Beine, Mutter!

Und als Maria die bitterlich Schluchzenden ins Verhör nahm, kam heraus, daß ein paar von Tonis Butjerfreunden das Geschwisterpaar mit Bitten und Drohungen überredet hatten, zusammen mit ihnen auf den Jahrmarkt zu gehn. Mit einer großen lärmenden Kinderschar waren sie von Bude zu Bude gezogen und hatten für ihre paar Pfennige Taschengeld richtig alle Herrlichkeiten der Welt gesehen: das Wachsfigurenkabinett und die grausame Ermordung der schönen Gold-
else, des Sultans Harem, die dickste Frau der Welt und alle Krankheiten des menschlichen Leibes —

Die Mutter wurde blaß und rot und wehrte mit beiden Händen. Genug, genug! Sag mir bloß, Anneliese, wie konntest du dich unterstehn, mit fremden Jungens zu laufen?

*) Vgl. Joh. Mich. Danielson, Zur Geschichte der Sächsischen Politik 1706—1709. Dissertation von Helsingfors 1878, S. 10 ff. Vgl. auch Leben und Denkwürdigkeiten des Reichsgrafen usw. von der Schulenburg, 1834, I, 288 ff.

Das sind keine fremden Jungens, Mutter. Das sind dem Toni seine besten Freunde.

Mit denen geht sie oft, pekte der Große.

Sie sind so nett, Mutti, wirklich! Sie geben mir immer wunderschöne Pralinés, von den ganz teuern.

Wo haben sie denn die teuern Bonbons her?

Von ihrer großen Schwester. Die wohnt bei einem reichen Herrn, der ist so gut, der schenkt ihr alles, was sie will. Die feinsten seidnen Kleider und ein goldnes Armband und Ringe. Und Weintrauben mitten im Winter, und Schokolade und Marzipan, und was es nur gibt. Und davon gibt sie ihren kleinen Brüdern. Wirklich sehr noble Jungens! beteuerte Toni aus vollster Überzeugung.

Die Mutter erschrak bis in die Seele hinein. So weit war es also gekommen! Ihre Kinder, ihre reinen, ängstlich behüteten unschuldigen Kinder verkehrten mit den Brüdern einer Dirne! Und das war des Vaters Schuld! Sie war so außer sich, daß sie die Kinder über Gebühr strafte. Dabei ließen ihr die Tränen übers Gesicht, und in ihrem Herzen kochte die heiße Empörung gegen den Vater.

An diesem Abend konnte sie nicht mehr mit ihm reden. Er war vom Bureau aus direkt in den Juristenverein gegangen und kehrte erst spät in der Nacht heim. Es war auch besser so; sie wollte erst ruhiger werden.

Am nächsten Tage erzählte sie ihm alles.

Was gedenkst du nun zu tun? fragte sie beinahe kalt. Sie sah totenblaß aus, die schlaflose Nacht lag ihr noch in den Gliedern.

Er zuckte die Achseln.

Erzieh du deine Kinder besser zum Gehorsam, so werden sie nicht wagen, sich mit fremden Kindern herumzutreiben. Glaubst du, in der Töchterschule oder auf dem Gymnasium gibt es lauter Engel?

Kinder sind Kinder, und alles Fremde, Verbotne reizt. Und der niedrige Umgang verdirbt sie. Fühlst du es denn nicht selbst — sie sprach so beherrscht wie möglich —, daß wir viel eher mit Andersgläubigen, ja selbst mit Ungläubigen verkehren können als mit Ungebildeten? Das empfinden ja instinktiv schon die Kinder — und du als Vater willst sie auf das Niveau herabziehen? Und willst nicht einsehen, daß es unsre heiligste Pflicht ist, die Kinder in andre Umgebung zu bringen?

Ich sehe meine heiligste Pflicht darin, sie katholisch zu erziehen.

Darum allein handelt es sich jetzt gar nicht, es handelt sich um die Moral, die Herzensreinheit unsrer Kinder. Soll ich zusehen, wie sie mir die zugrunde richten?

Torheit! Daran stirbt kein Kind, wenn es auch mal mit Straßenjungen spielt. Und beim Anblick der hein- und armlosen Frau leidet ihre Seele längst nicht so großen Schaden wie in der evangelischen Schule. Denk an deine eigne Jugend.

Da verlor sie die Geduld.

Gott verzeih dir deinen Haß und deine Blindheit, Heinrich! Muß ich dir denn hundertmal wiederholen, daß du in unsern Kindern absichtlich gerade das großziehst, was du bei andern hart verurteilst: die Intoleranz. Wie kann ein kluger, logisch denkender Mann so inkonsequent, wie kann ein frommer Mensch so gehässig sein? Ist das die Liebe und der Friede, die uns der Heiland hinterlassen hat?

Sie kamen zu keiner Einigung.

Aber zum erstenmal in ihrer Ehe fing Marias scharfer Verstand an, das Denken und Tun ihres Gatten zu kritisieren, bei jeder seiner Handlungen dem verborgnen Beweggrund nachzuspüren — und in eben dem Maße, wie ihre Erkenntnis seines innersten Wesens wuchs, fühlte sie ihre Liebe kühler werden.

Er war anders geworden; nicht mehr derselbe, der in stolzer Ritterlichkeit um sie geworben, der sie in heißer Leidenschaft begehrt und errungen hatte, ihr Jahre hindurch der treueste, zärtlichste Gatte, ihren Kindern der liebevollste Vater gewesen war; zu dem sie hinaufgesehen wie zu einem, der besser, reiner und größer als andre Männer war; auf den sie sich gestützt und gelehnt hatte wie an einen unerschütterlichen Fels, darauf sie und ihr Haus wohlgegründet, sicher und sorgenlos standen. Langsam, fast unmerklich war es gekommen. Hatte sie ihn verwöhnt, war sie zu nachgiebig gewesen, hatte sich zu großherzig aller ihrer Rechte begeben damals in seiner schweren Krankheit, wo sein Leben wochenlang wie an einem Faden hing? Seitdem war ein anderer Geist in ihm, seitdem kürzte er ihr Fuß um Fuß ihren freien Willen, ihre Selbstbestimmung, ihre Frauen-, ihre Mutterrechte. Und sie hatte ihn geschont, hatte, gehorsam dem ärztlichen Mahnwort, immer und immer nachgegeben, bis sie, die jahrelang seine gleichberechtigte Kameradin gewesen war, zur willenlosen Handlangerin herabgedrückt wurde.

Jetzt auf einmal und gerade hier in der alten Heimat, wo ihr die Erinnerung an das eigne Elternhaus wieder lebendig wurde, an das gute kameradschaftliche Verhältnis zwischen Vater und Mutter — hier in der Heimat, wo sie scheu und uneingestanden langsam Wurzel zu fassen begann, wurde sie gewahr, wieviel sie verloren hatte, daß sie nicht mehr dort stand, wohin sie gehörte — und ihr Frauenstolz erwachte, ihr kluger energischer Wille raffte sich zum Handeln auf.

Noch in Hut und Mantel, wie sie gerade von einem Ausgang kam, trat sie in ihres Mannes Zimmer.

Entschuldige, daß ich dich störe, sagte sie und gab sich Mühe, ruhig zu sprechen. Ich wollte dir nur sagen, daß ich Anneliese soeben in der Töchterschule angemeldet habe.

Heinrich Sebalbus starrte sie an, als traute er seinen Augen nicht, daß seine Frau, seine sanfte, nachgiebige Maria, da so trotzig und kampfbereit vor ihm stünde. Dann brach er los:

Das hast du getan? — gewagt, ohne mich zu fragen?

Ich habe dich hundertmal gefragt, gebeten — du bleibst bei deinem Nein. Jetzt habe ich gehandelt, wie es meine Pflicht ist.

Du wirst das sofort rückgängig machen!

Die Röte stieg ihr in die Stirn.

Das werde ich nicht tun, Heinrich! sagte sie fest. Ich bin gewiß nicht stolz und weiß, daß wir Menschen vor Gott alle gleich sind. Aber hier auf der Welt gibt es nun einmal Standesunterschiede, und für die Tochter des Regierungsrats Sebalbus schickt sich ein anderer Umgang als die Werst- und Fabrikarbeiterkinder, von denen sie soviel häßliche Worte und schlechte Manieren lernt. Du weißt, wie sehr das Kind selber darunter gelitten hat, fast mit Gewalt hab ich sie zwingen müssen, in diese Schule zu gehn. Das war anfangs — jetzt hat sie sich daran gewöhnt — leider Gottes! — und fängt an, sich mit den Straßenkindern herumzutreiben. Die Erfahrung von neulich hats gezeigt. Lange genug hab ich geschwiegen — jetzt ist's die allerhöchste Zeit! Von Ostern ab geht Anneliese in die Töchterschule.

Er war zuerst sprachlos über die eigenmächtige Handlungsweise seiner Frau, dann überhäufte er sie mit den bittersten Vorwürfen. Aber Marias Geduld war erschöpft, sie, die nie einen Schritt ohne Zustimmung ihres Mannes getan, die immer gehorsam und nachgiebig gewesen, war jetzt an der Grenze dessen angelangt, bis wohin eine Frau zurückweichen darf, ohne ihrer Mutterpflicht zu nahe zu treten. Nun war es vorbei, Schritt für Schritt suchte sie das verlorne Terrain zurückzuerobern. In sein maßloser Zorn reizte sie, daß sie weiter ging, als sie anfangs

beabsichtigte. Nicht bloß für die Tochter, auch für die Söhne forderte sie jetzt ihr Recht.

Ihre Augen flammten, ihre Brust atmete heftig, ein starkes schönes Rot brannte auf ihren Wangen.

Du weißt, wie sehr ich an den Kindern hänge, nicht eine Stunde möchte ich mich freiwillig von ihnen trennen. Aber um diesen Preis bitte ich dich doch: gib unsre Söhne jetzt schon vom Hause! Hubert ist elf, Toni noch nicht zehn Jahre alt, sie bedürfen der Mutter noch sehr . . . Sie biß sich auf die Lippen — nur jetzt nicht weinen, ruhig bleiben! Mit Gewalt drängte sie die Tränen zurück. Ich weiß, es ist auch pekuniär ein Opfer für uns. Aber wir wollen es bringen — nimm meinerwegen vom Kapital, was schadet es denn? Ich will auf jedes Vergnügen verzichten, mich einschränken, soviel ich kann — nur nimm die Kinder fort aus der Volksschule und gib sie — wenn es denn sein muß! — auf ein auswärtiges Gymnasium! Damit sie uns nicht später Vorwürfe machen, daß wir ihre Erziehung vernachlässigt hätten. So schwer es mir wird — ich bitte dich, Heinrich!

Er sagte gar nichts, sah sie nur starr an, die Frau, die so schön war in ihrer heißen Mutterangst, so leidenschaftlich, wie er sie seit Jahren nicht mehr gesehen hatte — die das schwerste Opfer auf sich nehmen wollte ihren Kindern zuliebe. So sehr liebte sie die Kinder? — mehr wohl als ihn?

Langsam stand er auf und stemmte die Faust hart auf den Tisch. Sie bleiben, wo sie sind. Ich werde doch wissen, was meinen Söhnen zukommt.

Es ist ein böses Ding, wenn Kinder das Streitobjekt ihrer Eltern sind. Ein Kampf, der nie alle wird, sich täglich aufs neue entzündet, die Gemüter im Zorn erhitzt — die Herzen erkalten läßt.

Ein paar Tage gingen Mann und Frau wortscheu nebeneinander her. Heimlich beobachtete er die Frau. Würde sie nicht nachgeben? seine Verzeihung für ihren eigenmächtigen Schritt erbitten? — Es bohrte doch an ihm. Sollte die Mutter, die mit so heißem Eifer für die Kinder eintrat, vielleicht doch Recht haben? Aber er beruhigte sich schnell. Nein, der Pfarrer hatte es ja auch gesagt, sie ging zu weit, viel zu weit! Was sie wollte, war die Simultanschule — das Heidentum. Hans Recklinghaus laze Grundsätze hatten sie angesteckt. O, wohin war seine fromme Maria geraten! Es war die Lust hier, die sie verdarb, die evangelische Heimat, gegen die sie sich anfangs gewehrt und die nun doch, sacht, allmählich, ihre Fangarme nach ihr ausstreckte. Und sein harter Wille wurde noch unbeugsamer. Wenn die Mutter ihr Christentum vernachlässigte, wollte wenigstens er, der Vater, um so fester sein. Und so tat er ein übriges, weckte jeden Morgen vor Tau und Tag seine Söhne und ging mit ihnen in der grauen Winterdämmerung zur Messe.

Es ist unrecht, Heinrich, hatte Maria die erstenmale gesagt. Du raubst den Kindern den Morgenschlaf, und sie sind ohnehin so blutarm. Ganz durchfroren kommen sie in die Schule.

Er sah sie ernst an. In andern katholischen Häusern geht die Mutter früh mit ihren Kindern in die Kirche. Wenns auf den Frühling zugeht, nehme ich Anneliese auch mit — vielleicht folgt dann die Mutter von selber nach, fügte er weicher hinzu.

Sie sah, daß jeder Widerspruch ihn nur noch mehr reizen würde, und ließ ihn seufzend gewähren. Was zu Ostern mit den beiden Jungen werden sollte, wußte sie nicht, seit auch der Pfarrer sie im Stich gelassen hatte.

Einmal faßte sie sich ein Herz und klagte dem freundlichen alten Militärgeistlichen der benachbarten Garnison, der schon bei ihren Eltern verkehrt und sie selbst als kleines Mädchen auf seinen Knien geschaukelt hatte, und der auch jetzt noch zuweilen herüberkam, ihre Not. Ach, daß wir auch gerade hierher kommen

mußten! Wie ich unter den Verhältnissen gelitten habe, so müssen jetzt unsere Kinder — nur in anderer Weise leiden. Opfer über Opfer, und ein verlorner Posten bleibt es hier doch. Und heimatlos wie ich sind meine Kinder!

Er schüttelte den buschigen grauen Kopf.

Kein verlorner Posten, mein Kind! Wollen Sie junge Frau klüger sein als die alte, uralte Mutter Kirche, die schon von je und je ihre Pioniere ausgesandt hat, Neuland zu erobern und festen Boden unter den Füßen zu gewinnen?

Verlorne Liebesmüh! widersprach Maria traurig. Sagen Sie selbst, hat der Katholizismus in all den Jahren auch nur eine Hand breit Fuß gefaßt hier im Lande? Gewiß gibt es jetzt große katholische Gemeinden, aber sehen Sie sich die doch einmal genauer an. Das sind alles Fremde, Zugezogene. Nennen Sie mir hier in Seestadt eine einzige von den alten guten einheimischen Familien, die zum Katholizismus übergetreten wäre. Da gibt es keine, keine! Und das ist auch gut so. Jeder soll dem Glauben, der ihm von Eltern und Großeltern überkommen ist, treu bleiben.

Der alte Herr blies den Rauch seiner Zigarre in nachdenklichen Stößen vor sich hin.

Darin haben Sie Recht, Kind. Auch ich halte nicht viel von Proselytenmacherei — auf beiden Seiten. Und nicht nur um zu bekehren, nein, um zu verbrüdern, Fremde in Freunde zu wandeln, schießt die Kirche ihre Pioniere aus. Aber in dem andern irren Sie doch. Sie sagen, die Zugewanderten sind hier fremd. Wohl, aber bleiben sie auch fremd hier? — Er richtete sich straffer auf und legte, von dem Thema hingerissen, die Zigarre beiseite; seine alten Augen leuchteten in jugendlichem Feuer, ein wärmerer Klang kam in seine Stimme.

Ich bin dreißig Jahre und länger hier im Lande, hab also sozusagen den nötigen Scheffel Salz zu ihrem schwarzen Brot verzehrt und mir in all dieser Zeit redlich Mühe gegeben, diese Menschen aus ihrem Leben, ihren Büchern, ihrer Geschichte kennen zu lernen. Wer Haß oder Liebe im Menschen begreifen will, muß ihren tiefsten Wurzeln nachspüren, mein Kind! Und nun stellen Sie sich einmal dieses Land vor, wie es vor fünfzig Jahren war, gleich abgeschlossen durch seine geographische Lage wie durch seine politische Sonderstellung unter dänischer Oberhoheit. Und nun kommen diesem in sich abgeschlossenen, treuherzigen, tüchtigen, grundehrlichen aber mißtrauischen Volke die ersten katholischen Fremdlinge in Land: galizische, italienische, polnische Arbeiter für die neuen Eisenbahnbauten — fleißig und anspruchlos, aber als vagierendes Volk weiß Gott nicht die besten ihrer Nation und unbekannt mit allen sonstigen Bürgertugenden. Das war der Schleswig-Holsteiner erste Bekanntschaft mit dem Katholizismus! War es ihnen zu verdenken, daß sie diese Art Katholiken nicht mit offenen Armen aufnahmen? Und begreifen Sie nun wohl die Abneigung, ja das gehässige Mißtrauen, das, gestützt auf frühere Erfahrungen, auch die später einwandernden gebildeten Katholiken empfing? Kein Wunder also, daß diese ersten Pioniere harte Arbeit hatten, um in jahrelangem treuem Streben das Mißtrauen in Achtung umzuwandeln, damit die zweite hier geborne Generation Wurzel fassen und vielleicht Haß in Liebe wandeln könne. Und — glauben Sie mir — eine dritte und vierte wird hier aufwachsen und sich ausbreiten und Früchte tragen. Und werden nicht mehr als Fremdlinge angesehen werden, sondern als ein gleich- und vollberechtigt Geschlecht neben den Einheimischen stehen und Heimatboden unter ihren Füßen fühlen. Denn wieso? Liegen nicht ihre Eltern und Großeltern hier begraben? Hat nicht der Wind zwischen Nord- und Ostsee sie umweht seit ihren frühesten Kindertagen? Kennen sie nicht von klein auf all die Plätze, die den Schleswig-Holsteinern teuer sind? Stand nicht schon auf ihres Großvaters Schreibtisch der Briefbeschwerer, aus alten Dänenkugeln gegossen, zur

Erinnerung an den Tag von Cefernförde? Und leuchteten nicht ihre Augen, klopfen nicht ihre Kinderherzen höher, wenn er ihnen von den alten Freiheitskämpfen erzählte — von den glorreichen Tagen bei Düppel und Missunde? Und so klein sie waren, lehrte er sie nicht mit spitzen Mäulchen das alte Schleswig-Holsteinlied pfeifen, bei dessen Klängen Vater und Großvater einst hinausgezogen in den Kampf fürs Vaterland? Und lächeln sie nicht und werden froh, wenn in der Fremde ein heimatisch, ein plattdeutsches Wort an ihr Ohr schlägt? Fühlen und wissen sie nicht, daß da oben in dem schmalen, meerumrauschten Ländchen, wo ihre Wiege stand, ihre Heimat ist — so gut wie die ihrer evangelischen Brüder?

Über die Schulangelegenheit kein Wort — und doch fühlte sich Maria wunderbar getröstet. Sie beugte sich über die welke Hand, die so klug und gütig den winzigen süßen Kern des Trostes aus den bitteren Schalen ihrer Mutter Sorgen herauszulösen wußte, und küßte sie in heißer Dankbarkeit. Möchte es nun gehn, wie es wollte, an das Eine wenigstens wollte sie glauben, ihre Kinder würden nicht heimatlos sein!

* * *

In diese kritischen Tage voll Kampf und Erwartung fiel ein Jubiläumskonzert des Orchestervereins, das glänzend verlief und seinem genialen Dirigenten neuen Ruhm und neue Ehren brachte, und dem tags darauf ein kleines gemütliches Festmahl in seinem Junggesellenheim folgte.

Maria hatte absagen wollen, ihr war nicht nach fremden Menschen, ihrem Lachen und Schwätzen zumute; zudem war der kleine Toni nicht ganz wohl, hatte Nachts etwas gefiebert — aber Heinrich beruhigte sie, es hätte nichts auf sich, und wirklich schien das Kind im Laufe des Tages so munter wie sonst. Da nun ihr Mann auf seinem Willen bestand, und auch Hans Recklinghaus seine glänzendste Überredungskunst daran setzte, gab Maria nach und versprach, die lady patroness der kleinen häuslichen Feier zu sein.

Der Abend verlief fröhlicher, als Maria geglaubt hatte. Der Hausherr, durch keinerlei Rücksichten gebunden, verstand es, einen Kreis sympathischer Menschen um sich zu versammeln. Dazu das stimmungsvolle Künstlerheim, ein sorgfältig ausgewähltes Menü — kurz, jeder fühlte sich behaglich und gab auch seinerseits sein Bestes. Es wurde viel und von guten Kräften musiziert; der Hausherr hatte sich dispensieren wollen, wurde jedoch überstimmt und mußte ein paar eigne Kompositionen vortragen.

Auch Heinrich war heiterer Laune als gewöhnlich; bei dem Mozartschen Trio mit Hans und einem bekannten Cellisten hatte er die Klavierstimme mit zartester Feinheit herausgebracht, und alle drei waren stürmisch applaudiert worden. In der Person eines zufällig anwesenden Archäologen entdeckte er einen alten Jugendbekannten und vertiefte sich eben mit ihm in ein Gespräch über Frührenaissancebauten Posen's und Schlesiens, als Recklinghaus zu spielen begann. Die plaudernden Herren zogen sich in das anstoßende Rauchzimmer zurück; eine der Damen hatte des Hausherrn reichhaltige Sammlung schöner Frauenköpfe auf einem Nebentischen des Salons entdeckt, und die übrigen umstanden sie und tauschten flüsternde Bemerkungen.

Maria hatte noch das Servieren von Tee und Gebäck überwacht und saß nun, als alle zu ihrem Recht gekommen waren, etwas abgepaunt von ihren Hausfrauenpflichten in dem behaglichen „Poetenwinkel“ am Ofen, hörte den flutenden Melodien zu und schaute träumend in die rote Glut des kleinen eleganten Füllens; Variationen, die sie zum Teil schon kannte — sie huschelte sich tiefer in den Schaukelstuhl und lehnte den Kopf mit dem schweren dunkeln Haar müde zurück.

Da schlägt ein Klang an ihr Ohr, und bei den ersten Liedworten horcht sie auf, beugt sich vor und lauscht und lauscht wie verzaubert. Träumt sie — hat sie

das schon einmal gehört, diese eigentümlich abgebrochne Melodie, die in atemlos vorwärts drängenden staccati, geheimnisvoll raumend, uralte Wundermär zu Lunden scheint?

Hans Necklinghaus hat keine jaalsfüllende, aber eine gutgeschulte sympathische Stimme, deutlich versteht man Wort für Wort:

Aus dem Rosenstocke
vom Grabe des Christ
eine schwarze Laute
gebauet ist . . .

Nein, kein Traum — Erinnerungen steigen herauf, umfluten Marias Seele zugleich mit diesen Zauberklängen.

der wurden grüne Neben
zu Saiten
gegeben . . .

Die hastenden staccati binden sich zu einer sehnsüchtig lockenden Melodie — wie in einer Vision schaut Maria zurück in die Vergangenheit.

Das erste Jahr ihrer Ehe; ein kleiner Streit, den sie beide gehabt, und Abends das Konzert, wo eine fremde junge Sängerin das Lied, dieses Lied gesungen. Der Saal in dem posenschen Städtchen brechend voll — sie bekam kein Programm mehr, es schadete auch nichts. Sie hört und achtet kaum auf die Worte, nur die Melodie, die wundersüße, geheimnisvolle, wirbt um ihr tropiges junges Herz, stiehlt sich hinein, löscht alles aus, was kalt und fremd darin ist, und zündet die zitternde Flamme heißen Liebessehns an.

O wehe du, wie selig sang
so erosüß, so jesusbang
die schwarze Rosenlaute . . .

Die Blicke von Mann und Weib begegnen sich, haften sekundenlang ineinander in lautloser Frage und Antwort — eine Hand gleitet heimlich herüber und umfaßt die andre in stummem, heißem Druck — und dann ein Lächeln der Versöhnung. — Den ganzen Heimweg entlang klingt und singt das Lied in ihrem Herzen wieder. Es macht sie toll vor Lieb' und Sehnen — ein heißer Lebensdurst überkommt sie, leidenschaftliches Verlangen — — Maria schloß die Augen, ein Zittern rann durch ihren Leib — Gott, wenn sie sich der Nacht erinnerte, der „mailichten“ Frühlingsnacht, wo im blassen Dämmern die Ansel so überlaut lockte und rief, wo fern im Park die Nachtigall ihr schluchzendes Liebeswerben sang. Und sie selber — sie beide junge, junge glückselige Menschen —

Und die Zeit, die dann kam — all die Tage und Wochen in Erwartung und Sehnen, bevor ihr erstes Kind geboren wurde — verließ das Lied sie nicht mehr. Tausendmal, wenn sie in stillen Stunden mit ihrem werdenden jungen Mutterglück allein war, sang und summt sie die holde Melodie ohne Worte vor sich hin — guter Gott, wie war sie damals glücklich, so traumhaft, friedvoll, überirdisch glücklich gewesen!

Maria schloß die Augen, schwere heiße Tropfen fielen auf ihre gefalteten Hände.

Ich hörte sie singen
in mailichter Nacht,
da bin ich zur Liebe
in Schmerzen erwacht,
da wurde meinem Leben
die Sehnsucht
gegeben . . .

Die Sehnsucht —

Kennen wir sie nicht alle? Ist sie nicht in Kinderschuhen neben uns hergeschritten, klein wie wir, und zaghaft und schuldlos wie wir? Und ist mit uns gewachsen, hat uns in „maillichten“ Frühlingsnächten bei der Hand genommen und uns angeschaut mit brunnentiefen Augen, uns ihr Zauberlied gesungen, seligbetörend und todbringend wie das Lied der Lorelei — und ihr Atem ist glutheiß über uns dahingegangen, bis wir vergingen in Dual- und Wonneshauern —

O bitter-süße Sehnsucht du, des Erdenpilgers treueste Geleiterin — wem gilt dein Lied?

Singst du der Kindheit von den Märchenwundern des Lebens? Der blühenden Jugend ein uralt wonneseelig Liebeslied? — so singst du den reisenden Jahren das heilige Abendlied von Heimat und Frieden.

Und das Lied der Sehnsucht lockte und rief, und alle hörten es, und alle kamen. Die Männer vergaßen Politik und Kunstgeschichte und ihre gefüllten Gläser drinnen im Rauchzimmer und standen in Gruppen unter der Tür, die Frauen ließen Album Album sein und saßen schweigend mit leuchtenden oder verträumten Augen. Und eine oder die andre wischte mit dem feinen Watistuch über die nassen Lider. Und als Hans Necklinghaus geendet hatte, folgte sekundenlangem Schweigen stürmischer Applaus und Tacaporufen. Aber es nutzte ihnen nichts — die ihn näher kannten, wußten schon, daß er selten ein Lied wiederholte — sein Bestes gibt man nicht zweimal, pflegte er zu sagen — stand auf und mischte sich unter die andern.

Heinrich Sebalbus trat an den Flügel, studierte den Text zu den geschriebnen Noten und schüttelte mißbilligend den Kopf.

Die Komposition ist dir wundervoll geglückt — aber der Text, der Text . . . sagte er halblaut. Wie kommst du zu dem Text, Hans?

Otto Julius Bierbaum, rief Hans über die Schulter zurück, der nicht Lust hatte, sich die Stimmung zerreißen zu lassen.

Seine Blicke suchten Maria.

Sie saß noch im Nebenzimmer an ihrem alten Platz. Er beugte sich über sie und sah die Tränenspuren auf ihrem blassen Gesicht.

Gefiel Ihnen das Lied, Frau Maria?

Ich danke Ihnen, sagte sie, nicht imstande, viel Worte zu machen, und gab ihm die Hand.

Ich will mehr als einen Dank — ein Urteil aus Ihrem Munde.

Sie schüttelte den Kopf. Sagen kann ichs nicht. So hab ich Sie noch nicht singen gehört — es war unvergleichlich schön! Von wem ist das Lied?

Er sah sie erstaunt an. Eigne Komposition — wußten Sie das nicht?

Da richtete sie sich hastig auf. Sie — Sie selbst? — Aber das ist ja mein Lied, mein kleines, liebes, das ich verloren hatte, das ich immer und immer gesucht — Und da er sie ungläubig ansah, nickte sie in heißem Eifer. Doch, Sie können mirs sicher glauben, ich hab das Lied schon einmal gehört — vor zwölf Jahren, von einer jungen unbekanntem Sängerin . . .

Lizzie Goldammer . . . sagte er weich und leise. Für sie hatt ichs komponiert.

Sie sang es auf ihrer ersten Konzertreise.

Und was ist aus ihr geworden? Wo lebt sie jetzt? Sie haben uns nie von ihr erzählt.

Sie ist lange tot.

Maria sah ihn mit tiefen Augen an.

Sie haben sie sehr geliebt?

Er nickte.

Ein süßes, blondhaariges, junges Geschöpf, sagte Maria, als spräche sie zu sich selbst. Ich sehe sie noch — so duftig zart in ihrem ganz einfachen weißen Kleide, einen Zweig blaßroter Rosen an der Brust. Schüchtern wie ein Kind kam sie aufs Podium, aber dann, bei den ersten Klavierakkorden, vergaß sie Publikum und Schüchternheit und die ganze Welt — und gab und gab mit vollen Händen von ihrem Reichtum. Wir waren damals in einer kleinen Stadt im Posenischen, wohin sich selten eine musikalische Größe verirrte, und das Publikum klatschte und schrie vor Entzücken — sie mußte immer und immer wieder heraus aufs Podium und verbeugte sich, lächelte unter Tränen und war glücklich über die Begeisterung der guten Kleinstädter.

Er stand und blickte auf die Frau nieder, auf ihr schönes bewegliches Gesicht, in dem sich alle Güte, Größe und Wärme ihres Herzens spiegelte. Ihre Worte taten ihm unbeschreiblich wohl, er fühlte, daß sie ihm ihre Teilnahme beweisen, ihm in dieser Stunde etwas Liebes tun wollte — und zum erstenmal erwachte etwas wie Haß und Born in ihm gegen den Mann, der ihr Glück und den Frieden seines Hauses seinen überstrengen starren Grundsätzen opferte.

Aber es war nicht dieses Gefühl allein, was ihm die Lippen schloß.

Wie merkwürdig, daß Sie es waren, der dieses kleine Lied komponiert hatte, an das ich so oft gedacht, und das doch wie in eine Versenkung meines Gedächtnisses hinabgerutscht war, fuhr Maria fort. Ich erkannte es auf den ersten Ton — und ich möchte fast glauben, es sei Ihr bestes.

Mein bestes, ich weiß es wohl, sagte er langsam. Ich bin seitdem reifer geworden, bin in vielem gewachsen — aber in dem Liebe gab ich meine Jugend. Ich hab es nie drucken lassen — es gehörte ihr, der Toten. Zufällig kam mir's dieser Tage in die Finger — nach Jahren —, da spielte und sang ich's für Sie. Was die andern sagen, ist mir gleich, Ihr Urteil wollt ich hören.

So dank ich Ihnen noch einmal und von Herzen! Sie haben mir viel gegeben, damals und heute — mein Freund! Sie wußte selbst nicht warum — aber die vertraute Anekdote, die sie sich halb im Scherz von den Kindern angewöhnt hatte, wäre ihr in diesem Augenblicke nicht über die Lippen gegangen.

Er half ihr sich aus dem tiefen Schaukelstuhl aufrichten, und ehe sie sich versah, beugte er sich über ihre Hände und küßte sie. Maria! sagte er leise, leidenschaftlich.

Sie zuckte zusammen — aber sie ließ ihm die Hände noch für die Dauer eines Augenblicks, in ihren Ohren klang es mit seiner Stimme wie ein Lied aus fernher, fernher Zeit:

Da wurde meinem Leben
die Sehnsucht
gegeben — —

(Fortsetzung folgt)

